

# 16 Jahre und kein bisschen weise

von

Heiner Flassbeck

WuM, April 2006

Als am Abend des 18. März 1990 die Volkskammerwahlen in Ost-Berlin mit einem Erdrutschsieg von Helmut Kohls CDU zu Ende gingen, da waren sicherlich die meisten Bürger Ostdeutschlands einschließlich der heutigen Bundeskanzlerin fest davon überzeugt, dass nun die goldenen Zeiten beginnen. Warum sollte auch eine Partei, die schon einmal bewiesen hatte, dass sie es kann, nicht in der Lage sein, noch einmal ein Wirtschaftswunder zu vollbringen und ganz Deutschland in eine blühende Landschaft zu verwandeln?

Heute, 16 Jahre und eine noch nie da gewesene wirtschaftliche Schwächeperiode danach, sind die meisten Bürger in Ost und West nur noch verwirrt. Weder die CDU mit der FDP (acht Jahre) noch die SPD mit den Grünen (sieben Jahre) haben es geschafft, an die alten Wirtschaftswunder-Zeiten anzuknüpfen und in Ostdeutschland die Landschaft in der Breite erblühen zu lassen. Dass eine neue Kombination dieser alten Kräfte daran etwas Grundsätzliches ändern wird, glauben nur noch unverbesserliche Optimisten.

Die natürliche Reaktion auf eine solch unerwartete Pleite ist vorhersagbar. Es ist genau das, was wir tagtäglich in unseren Medien und bei der Masse unserer Politiker erleben können: Retro-Politik. Man bildet sich ein, man müsse nur genau die Bedingungen wiederherstellen, die damals, als man noch erfolgreich war, galten, und schon müsse das Wachstum aus allen Ritzen schießen. Also herunter mit den Löhnen und herauf mit der Arbeitszeit, weg mit dem Kündigungsschutz und den ganzen wunderbaren sozialen Errungenschaften der Jahre nach dem Wirtschaftswunder, dann läuft die Kiste

Würden wir uns nur von den schlimmsten Sünden der Vergangenheit reinigen können, so die herrschende Vorstellung unter den politischen Enkeln des Wirtschaftswunders, wäre eine Aufbruchstimmung à la Ludwig Erhard nicht mehr weit. Diejenigen, die in der DDR aufgewachsen sind, teilen sich ob solcher Retro-Logik in eine Gruppe, die intuitiv glaubt, dass die Zeiten für solche Hoffnungen allgemein nicht mehr da sind und eine andere, die es lange glauben wollte, jetzt aber frustriert auf die unfähige Chaosgesellschaft schauen, der sie mit so viel Euphorie vor 16 Jahren beigetreten sind.

Das ist in der Tat bitter. Just zu dem Zeitpunkt, wo man wirtschaftliche Erfolge mehr als jemals zuvor seit den 50er Jahren gebraucht hätte, versagt die Marktwirtschaft, also das System, dem man im Osten alles und im Westen vieles zugetraut hatte. Marktwirtschaft produziert keine Jobs mehr und höhere Einkommen nur für einige wenige. Der Einigungsboom von 1990 bis 1992 war sozusagen die letzte Zuckung derer das erfolgreiche alte westliche System fähig war, ehe es ebenso sang- und klanglos verschied wie sein östliches Gegenstück, die Planwirtschaft.

Was man angesichts der Gemengelage natürlich in Ostdeutschland so wenig sieht wie in Westdeutschland, ist die schlichte Tatsache, dass das alte System schon lange vorher nicht mehr die glänzenden Ergebnisse zeitigte, die man in den 50er und 60er Jahren gewohnt gewesen war. Mitte der 70er Jahre war Schluss mit Vollbeschäftigung und hohen Wachstums-

raten. Abgesehen von einigen kürzeren Aufschwungphasen kehrte das marktwirtschaftliche System in Deutschland nie mehr zurück zu der Dynamik, die es zwanzig Jahre lang ausgezeichnet hatte.

Dass die deutsche Misere nichts mit weltweiten Veränderungen wie der Globalisierung und dem Aufkommen von neuen Herausforderern wie China zu tun hat, kann man sich leicht klarmachen, wenn man auf die Leistung anderer Länder schaut. In vielen Ländern der Welt singt man auch heute noch das hohe Lied der Marktwirtschaft, weil es einen einmaligen Bruch in der Erfolgsgeschichte wie bei uns nicht gegeben hat. Erstaunlicherweise sind das gerade die Länder, wie die USA, Großbritannien und einige kleinere Volkswirtschaften, die in Sachen Globalisierung lange nicht so gut abgeschnitten haben wie der Exportweltmeister Deutschland und dennoch insgesamt viel besser dastehen.

Damit ist der entscheidende Punkt, der Deutschland von den anderen unterscheidet, ebenfalls leicht zu verstehen. In Deutschland, übertroffen nur noch von Japan, dominiert seit dem Ende des globalen Währungssystems von Bretton Woods Anfang der 70er Jahre die tatsächliche oder vermeintliche Herausforderung durch das Ausland das gesamte wirtschaftspolitische Denken und Handeln. Das geht so weit, dass man die zentrale Bedingung für jeden dauerhaften wirtschaftlichen Erfolg glatt übersehen hat. Zentral ist nämlich nicht, wie gut man in der Lage ist, den eigenen Gürtel enger zu schnallen, um die anderen in die Knie zu zwingen, zentral ist, wie schnell und reibungslos man sich den eigenen wirtschaftlichen Verhältnissen anzupassen in der Lage ist.

Ist doch genau das Gleiche, werden Sie vielleicht als guter Deutscher sagen, wenn ich mich an meine Verhältnisse anpasse, muss ich eben auch mal den Gürtel enger schnallen. Das aber stimmt genau nicht. Keine der funktionierenden Volkswirtschaften der westlichen Welt hat nach dem zweiten Weltkrieg jemals einen wirklichen volkswirtschaftlichen Rückschritt erlebt, der dazu geführt hätte, dass die Masse der Bevölkerung den Gürtel enger hätte schnallen müssen. Trotz gelegentlicher Rezessionen und anderer Krisen stieg die Produktivität der Arbeit immer weiter an, und da sich dieser Fortschritt in den Realeinkommen der breiten Bevölkerung widerspiegelte, wurde der Gürtel – mit den unrühmlichen Ausnahmen Japan und Deutschland -in der Tat nie enger geschnallt.

Das ist das zentrale Gesetz der Marktwirtschaft, das Deutschland nunmehr seit über zwanzig Jahren mit Füßen tritt: Wenn man sich anstrengt mehr und besser zu produzieren, muss man den Menschen auch das Geld geben, um die Güter zu kaufen, die aus dieser Produktion herauskommen. Alle unsere Anstrengungen, es besser zu machen, sind nur sinnvoll, wenn wir bereit sind, den Gürtel weiter zu schnallen. Verbündet sich eine ganze Volkswirtschaft zu einer Gemeinschaft der Magersüchtigen, ist sie am Ende auch völlig unfähig, mehr und besser zu produzieren.